

## Rezensionen

Stefan Dudink, Karen Hagemann u. Anna Clark Hg., **Representing Masculinity: Male Citizenship in Modern Western Culture** (Studies in European Culture and History), New York: Palgrave Macmillan 2007, 288 S., EUR 49,94, ISBN 978-1-4039-7566-9.

Auf den ersten Blick scheint die Frage nach Männlichkeit in der politischen Kultur der Moderne redundant, ist doch die Repräsentation von Politik als Bereich des Männlichen als selbstverständlich erachtet worden. Wie dieser von Stefan Dudink, Karen Hagemann und Anna Clark herausgegebene Sammelband zeigt, bringt der Fokus auf Männlichkeit jedoch eine Vielfalt faszinierender neuer Blicke auf politische Kultur hervor, die den Band zu einer spannenden und anregenden Lektüre machen. Insbesondere geht es den Herausgeberinnen und dem Herausgeber um (Um-)Formungen von *citizenship* durch Konstruktionen von Männlichkeit. *Citizenship* lässt sich als Konzept schwer ins Deutsche übersetzen. Es geht über die engere Bedeutung von Staatsangehörigkeit hinaus und meint einerseits den Status eines Staatsbürgers/einer Staatsbürgerin, der ein sich historisch ausweitendes Spektrum an Grundrechten sowie Pflichten umfasst. Andererseits wird *citizenship* auch als identitätsstiftendes Moment verstanden, wenn die Vergabe von Rechten als Faktor zur Gestaltung der sozialen Ordnung genutzt und damit Mitgliedschaft in einer politischen Gemeinschaft erzeugt wird. Dass umgekehrt das jeweilige nationale Verständnis von Bürger und Staatsbürger für das englischsprachige Lesepublikum einer Erläuterung bedarf, zeigen einige der Beiträge, etwa über Preußen und die Niederlande, auf. Aus den vielfältigen Themengebieten der im Band versammelten Artikel wird klar, dass es eine Fülle von Faktoren gab, die neben Geschlecht über Ein- und Ausschlüsse von *citizenship* und damit Männlichkeit und Demaskulinisierung entschieden, wie Besitz und Bildung (*class*), ethnische Herkunft, *race*, Religion oder koloniale Herrschaft.

Der Sammelband entstand aus einer an der Universität Trier 2003 abgehaltenen Tagung über Konzepte und Repräsentationen von Männlichkeit bei der Gestaltung der westlichen politischen Kultur in der Moderne. Er enthält einige der damals gehaltenen Vorträge, aber auch weitere Texte, die chronologisch von den demokratischen Revolutionen Ende des 18. Jahrhunderts über die Bildung von Nationalstaaten und die Expansion der Imperien bis zu Reform- und Antikolonialbewegungen des frühen

20. Jahrhunderts reichen. Eingerahmt werden die elf Beiträge von einer Einführung Anna Clarks zur Geschichte von *citizenship* sowie der Rhetorik von Männlichkeit und einem abschließendem Kommentar Mrinalini Sinhas. Erfreulicherweise erleichtert ein Index die Suche nach Vernetzungen in der Vielfalt von hier präsentierten Ansätzen, wobei erstaunt, dass das Thema Alkoholkonsum und Mäßigung, das auch konstitutiv für Männlichkeit und Bürgertugenden ist, hier gar nicht aufgegriffen wird.

Abgehend von der chronologischen Reihung im Band, stelle ich hier zuerst jene Beiträge vor, die sich mit der visuellen Repräsentation von *citizenship* und Männlichkeit sowie Subalternität beschäftigen. Zu den Untersuchungen, die auf Strategien der Repräsentation von Männlichkeit und *citizenship* in der Kunst eingehen, gehört als eine der überzeugendsten jene von Melanie Ulz, die die Transition von bürgerlichen Idealen in Bezug auf Kolonialisierte um 1800 aufzeigt: einerseits anhand der selbstbewussten Darstellung von Jean-Baptiste Belley, eines ursprünglich aus Senegal stammenden Abgeordneten der französischen Nationalversammlung für Saint-Domingue, andererseits anhand der Unterordnung ethnischer Differenz in Gemälden zu Napoleons Ägyptenfeldzug, in denen Napoleon als militärisches und politisches Ideal heroischer Männlichkeit auftritt. Alex Potts untersucht die im viktorianischen England gegenüber dem klassizistischen männlichen Akt als Sinnbild des idealen Bürgers nun ausdrucksstärker konzipierten Akte, die zwischen robuster männlicher Vitalität und ästhetisierenden Darstellungen von Gefühlen schwanken und den gesellschaftlichen Idealen von Männlichkeit und *citizenship* ambivalent gegenüberstehen. Zum Thema der Selbstkontrolle und sexueller Disziplin als Merkmal von *citizenship* weist Kevin P. Murphy auf das Projekt der George Junior Republic hin, in dem William R. George ab den 1890er Jahren versuchte, Jugendbanden New Yorks im Rahmen einer selbstverwalteten Gemeinschaft (in der allerdings er die oberste Kontrolle behielt) zu Staatsbürgern zu erziehen. Elizabeth F. Thompson stellt in ihrer Studie des französischen Mandatsgebiets im Nahen Osten den paternalistischen Republikanismus der französischen Herrschaft, die zudem den Ausschluss der Frauen von *citizenship* stützte, der fraternalistischen Solidarität der nationalen Unabhängigkeitsbewegungen im Libanon und in Syrien gegenüber. Schließlich zeigt Frances Gouda in einem weiteren beeindruckenden Beitrag auf, wie die indonesische Unabhängigkeitsbewegung der niederländischen Kolonialpolitik einer ethnischen Teilung und feminisierten Repräsentation der Kolonisierten westliche Kleidung und selbstbewusstere Verhaltensformen als Symbol einer neuen antikolonialen Männlichkeit und des autonomen *citizenship* entgegensetzte.

Der Schwerpunkt des Bandes ist dem Themenbereich Militärdienst und Krieg gewidmet. Die Herausgeberinnen und der Herausgeber betonen, dass *citizenship* lange mit dem Recht Waffen zu tragen in Zusammenhang gesehen wurde. Insbesondere die Revolutionskriege schufen die Idee, dass *citizenship* an Militärdienst gekoppelt sei.

Gregory T. Knouff zeigt am Beispiel des Unabhängigkeitskrieges in Pennsylvania auf, wie Kriegsdienst zur massiven Ausweitung des Wahlrechts beitrug, allerdings auch zu der Abgrenzung der anfangs noch unklaren Kategorie „Weiße“ von Afroamerikanern

und Indigenen. Mit der Einrichtung von Bürgermilizen 1777, in denen die Mitgliedschaft für „Weiße“ im Gegensatz zu Afroamerikanern zwingend war, und mit dem Staatseid, der nur „Weißen“ erlaubt war, begann der spätere Ausschluss von Afroamerikanern aus politischen Rechten.

Karen Hagemann und Stefan Dudink behandeln die Zeit der antinapoleonischen Kriege. Sowohl in Preußen als auch in den Niederlanden spielte die Rhetorik der Maskulinität durch den Appell an die nationale Einheit, der auch soziale Differenzierungen übergehen sollte, eine bedeutende Rolle bei der Ermutigung zur Teilnahme im Krieg. In Preußen wurde der seit den 1790er Jahren im Rahmen der Familienmetapher geformte Diskurs vom König als Vater seiner Untertanen (und der Königin als deren Mutter) in Predigten, Gedichten und Liedern als Gegenmodell zu Napoleon verstärkt, wie Hagemann nachweist. Als Modell für seine Bürger wurde der König zudem demokratisiert und als erster Bürger des Staates stilisiert. Für die Niederlande zeigt Dudink die Fortdauer republikanischer Traditionen der 1798 unter Napoleon eingerichteten batavischen Republik in der an Bürgerrechte und Freiheit anknüpfenden Sprache der restaurierten Monarchie auf. Um 1813/14 ging es jener insbesondere um den Aufbau einer Miliz, die mit dem Hinweis auf männliche Tugenden wie Selbstverteidigung, Mut und Interesse am Allgemeinwohl beworben wurde.

Allain Forrest weist für die französischen Revolutionskriege auf die Rolle der revolutionären französischen Armee als Armee der Nation, der Bürger hin. Die Dienstpflicht als Soldat wurde somit zu einem Zeichen von *citizenship*. Virile und heroische Werte des Militärs wurden mit dem idealen Bürger assoziiert und auch so in der bildenden Kunst und im Theater repräsentiert. Sie formten ebenso den Republikanismus des 19. Jahrhunderts, wo in der Dritten Republik weiterhin an den *citoyen-soldat* appelliert und die Armee als Schule der Nation, eine in Europa verbreitete Metapher, gesehen wurde.

Militär als Ort der Performanz von Männlichkeit in Großbritannien ist der Ausgangspunkt von Sonya Roses Beitrag. Anhand der Entwicklung des Militärs im 19. Jahrhundert, das zuerst keine Dienstpflicht kannte, zeichnet sie dessen zunehmende Respektabilität, insbesondere infolge der Gründung einer Freiwilligenarmee Ende der 1850er Jahre, die den wahlberechtigten Familienvater repräsentierte, nach. Spätestens 1907, als die männlichen Bürger als Reservisten definiert wurden, hatte sich dieses Bild geändert. Männlichkeit war imperialer und martialischer geworden. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges erhielten alle aktiven Soldaten schließlich ohne Auflagen das Wahlrecht. Christa Hämmerle zeigt für Österreich-Ungarn ebenfalls auf, dass der *citoyen-soldat* nicht als generelles Konzept von *citizenship* zu finden war. Hier gab es eine Armee mit multi- und übernationalem Charakter und Wehrpflicht seit 1868, deren Anführer Gegner des 1907 eingeführten allgemeinen und gleichen Männerwahlrechts und vor allem dem Kaiser verpflichtet waren, der in dem ihrer Meinung nach regierenden Chaos des Nationalismus, Sozialismus und der Feminisierung des Mannes Ordnung repräsentierte.

Gerade die Beiträge zum Themenbereich Krieg und Militärdienst zeigen die Reichhaltigkeit von Konzepten des Soldaten und des Bürgers auf. *Citizenship* ist kein normativ fixer Begriff, sondern wird immer wieder neu definiert, in Hinblick auf die Ziele der Gestaltung der sozialen Ordnung und den damit zusammenhängenden Machtverhältnissen. Insgesamt überzeugend weist der Band dies besonders an den dargestellten visuellen und textlichen Diskursen über Männlichkeit und *citizenship* nach. Auf der Ebene der Gesetzgebung und Verfassungsentwicklung wird die Beziehung von Männlichkeit zu *citizenship* allerdings wesentlich komplexer. Hier sind viel genauere Analysen notwendig, die wohl weit über den Umfang des Bandes hinausgegangen wären. Dennoch, einige Schief lagen wären zu vermeiden gewesen, etwa indem Knouff klarer herausgearbeitet hätte, welchen Bezug Indigene in seiner Untersuchung Pennsylvanias in der Zeit der amerikanischen Revolution zu *citizenship* hatten. Sie sollen hier das wachsende Bewusstsein von *race* in der Frage von *citizenship* illustrieren. Knouff diskutiert aber nicht, welche Rolle der seitens der britischen Kolonialmacht und auch der unabhängigen USA den Ureinwohnern zugeschriebene Rechtsstatus in der Wahrnehmung der Einwanderer einnahm. Juristisch waren sie nicht potentielle Staatsbürger, sondern wurden zu dieser Zeit noch als fremde Nationen mit eigenen Rechtsordnungen definiert, mit denen – allerdings nicht gleichberechtigte – Verträge abgeschlossen wurden. Und Rose unterlässt es zu erwähnen, dass das 1918 eingeführte Wahlrecht für Militärangehörige im aktiven Kriegsdienst außerhalb Englands (und dazu gehörten eben nicht die Arbeiter der Rüstungsindustrie) auch Frauen (über 3.000 Rotkreuzschwestern und Mitglieder der *Women's Auxiliary Army Corps*) einschloss. Die Beziehung dieses Militärdienstwahlrechts zum Wahlrecht für die übrigen Männer, das weiterhin an die gewerbliche Niederlassung oder einen Wohnsitz gebunden war, sowie zum Frauenwahlrecht mit gesonderten Auflagen und einer Altersgrenze von 30 Jahren, wäre hinsichtlich *citizenship* und Männlichkeit noch differenzierter zu diskutieren.<sup>1</sup> Generell bedarf die These, dass der Militärdienst die Grundlage des Bürgerstatus bilde, einer gründlicheren Erforschung. Hämmerle weist hier sehr richtig darauf hin, dass zwischen Wehrpflicht und Wahlrecht eine ambivalente und sogar widersprüchliche Beziehung herrschte.

In ihrem abschließenden Kommentar macht Mrinalini Sinha auf zwei Richtungen des Universalismus politischer Subjektivität in der Moderne aufmerksam: einerseits dessen Auflösung (*decomposition*) durch Visualisierung der männlichen Provenienz des Konzepts des modernen Bürgers und die konkrete Geschichte des normativen männlichen Bürgers in seiner Überschneidung (*intersection*) mit verschiedenen sozialen Machtbeziehungen, andererseits dessen Neudefinition (*recomposition*), die das Potential von *citizenship* als universelles politisches Ideal zutage fördert und dabei dem Konnex zu Männlichkeit entfremdet. Auch aufgrund ihrer eigenen Studien zu Indien unter

1 Z. B. anhand des von Rose zitierten Bandes Nicoletta F. Gulacce „The Blood of our Sons“: Men, Women, and the Renegotiation of British Citizenship during the Great War, New York 2002.

britischer Kolonialherrschaft kommt Sinha zu dem Schluss, dass die in den Beiträgen dieses Bandes deutlich werdende Vielfalt, die eine universelle Norm von Männlichkeit widerlege, nicht nur Pluralismus oder Wahrnehmung der Komplexität sozialer Konstruktionen von Geschlecht bedeute, sondern zu einer radikalen Separierung zwischen Männern und Männlichkeit führe und somit die Idee stütze, dass Geschlecht eine relationale Kategorie ist, nicht nur in Bezug auf das sexuelle Geschlecht, sondern auf eine ganze Reihe von Kategorien, die sich im Laufe der Geschichte verändern. Dennoch verstärkt die Lektüre dieses Bandes den Eindruck, dass sich, abgesehen von im Einzelnen national und global divergierenden Konzepten, im Laufe des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts in mehreren Aspekten ein transatlantisches Modell von Männlichkeit und *citizenship* entwickelte, das konstitutiv war und das den Widerstand der Exkludierten herausforderte. Weitere vergleichende Forschungen sollten diese Frage beantworten.

*Birgitta Bader-Zaar, Wien*

Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani u. Jana Husmann-Kastein Hg., **Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie** (GenderCodes; 4), Bielefeld: transcript 2007, 218 S., EUR 24,80, ISBN 978-3-89942-733-2.

Von Publikationen, in denen Männerforscher – mit Blick auf die Veränderbarkeit maskuliner Subjektivität – als viril geltende Lebenspraxen hinterfragen wollen, über um den Faktor ‚Mann‘ ergänzte Studien in diversen Disziplinen, bis hin zu wissenschaftskritischen Arbeiten, die eine fundamentale Neuausrichtung von Theorien und Methoden anstreben: Das auf Robert William Connell<sup>1</sup> zurückgehende Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ wurde im wachsenden Feld der Männlichkeitsforschung vielfach ‚verwurstet‘. Seit einigen Jahren stoßen diese oft wenig reflektierten Adaptionen auf Kritik. So konstatiert Sylka Scholz, der Begriff „hegemoniale Männlichkeit“ habe eine unbestimmte Formelhaftigkeit angenommen<sup>2</sup> – nicht zuletzt aufgrund der Diffusität des Connellschen Ansatzes selbst. Sie schlägt vor, dessen Ebenen zu differenzieren: Es gelte, die Analyse hegemonialer Männlichkeit als Funktionsweise männlicher Herrschaft von jener historisch spezifischer Muster männlicher Hegemonie oder konkreter hegemonialer Sozialcharaktere zu unterscheiden.<sup>3</sup> Neben Positionen, die – etwa im Sinn einer Verknüpfung von Connell und Pierre Bourdieu<sup>4</sup> – für eine Weiterarbeit am und

<sup>1</sup> Robert William Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995.

<sup>2</sup> Vgl. Sylka Scholz, *Basar der Männlichkeiten*, in: L'HOMME. Z. F. G., 12, 1 (2001), Soldaten, 160–164.

<sup>3</sup> Vgl. Sylka Scholz, „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel?, in: Hella Hertzfeld, Katrin Schäffgen u. Silke Veth Hg., *Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, Berlin 2004, 33–45.